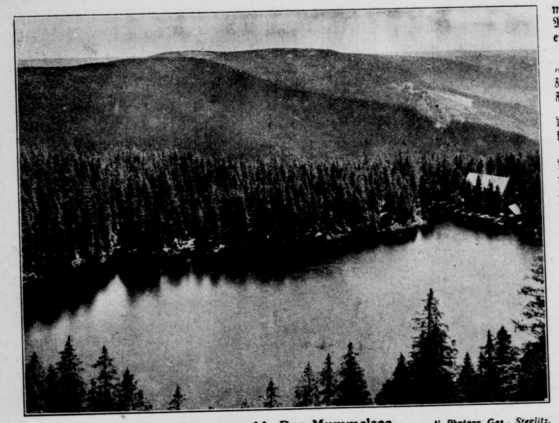


Bilder aus dem Schwarzwald: Der Mummelsee. *N. Photogr. Ges., Steglitz.*

also mit großer Kraft! — von dem Unbekannten gegen die Schaufensterscheibe geworfen sein soll, zwar diese Scheibe zertrümmern konnte, nachher aber nicht etwa innerhalb des Schaufensters, sondern vielmehr vor demselben auf dem Pflaster liegend gefunden wurde! Dieses letztere wäre doch nur möglich, wenn der Stein nicht etwa als Wurfgeschoß, sondern eben — was ich für meine Person bestimmt annehme — sozusagen als Hammer zum Einschlagen des dicken Glasfensters benutzt worden ist!" (Fortsetzung folgt.)

Die Mondscheinsonate.

Humoreske von Henri Duvernois.
Autorisierte Uebersetzung von Gutti Alsen.

Genoveva hatte ihren Pierre geheiratet und hatte ihn weit mit sich fort nach einem Schloß in die Provinz entführt. Er hatte sich dort sofort eingelebt und sich von dem animalischen Reiz dieses Lebens voller Müßiggang und Sport ebensosehr bestricken lassen, wie von der ihm entgegengebrachten Liebe, die er mit strahlender Geckenhaftigkeit eines hübschen jungen, auf seinen blonden Schnurrbart und seine schönen azurblauen Augen stolzen Mannes entgegennahm.

Dann hatte das Unglück Marie-Louise Villepront, eine Jugendfreundin Genovevas, die ihren beklagenswert alten, gebrechlichen Mann hierher pflegen kam, in ihre Einsamkeit geführt. Beim ersten Anblick ahnten Pierre und Marie-Louise ihre Wahlverwandtschaft, und ihr erster Händedruck hatte bereits etwas Verdächtiges. Von der Zeit an spielten sie die großen Kinder, heuchelten eine Kameradschaft ohne jeden Hintergedanken und dachten sich Spiele aus, von denen Genoveva sich, ihres großen Ernstes wegen, ausschloß.

Anfangs schob Genoveva ihren Argwohn auf Rechnung einer übertriebenen Eifersucht. Dann belauerte sie ihren Mann, der täglich gefallsüchtiger wurde, seinen ganzen Aufwand an Geist entfaltete und immer neue Mittel ersann, um vor dieser Pariserin als Pariser zu erscheinen.

Und sie begann zu leiden.

Fast täglich kam Marie-Louise ohne ihren Gatten aufs Schloß: „Er verfällt vollständig, weißt du! Er verwechselt alle Worte miteinander und sagt: „Laß mir eine Trommel backen" statt: „Bring' mir ein Taschentuch!" Und am komischsten ist es, daß er irgendwo einen verwünschten elsässischen Dialekt aufgegriffen hat, über den man sich wälzen kann. Dabei ißt er für vier! Man muß ihm die Speisen fortnehmen, damit er nicht erstickt."

Bald erwiderte Pierre ihre Besuche allein. „Ich gehe ein wenig ins Nebenhaus," sagte er zu seiner Frau. „Du müßtest dich zu lange anziehen, ich komme sofort wieder."

Eines Abends empörte sie sich: „Geh nicht dorthin! Ich verbiete es dir! Laß sie nicht mehr kommen. Ich bin so unglücklich."

Er zuckte sanftmütig die Schultern. „Kleine Närrin! Quäl' dich doch nicht so! Weißt du, weshalb ich zu Marie-Louise gehe? Nur um sie Klavier spielen zu hören! Bist du jetzt beruhigt? Du kennst doch meine Leidenschaft für die Musik. Marie-Louise spielt so wundervoll. Ich lausche ihr, als ob ich in einem Konzert bin, ohne den Vortragenden anzusehen. Wirklich, ich könnte dir nicht einmal sagen, welche Farbe ihr Haar hat."

Und sie selbst reichte ihm seinen Ueberzieher und beschwor ihn, ihr zu verzeihen. Als er um Mitternacht heimkehrte, rief sie ihn, als er im Begriff war, in sein Zimmer zu gehen, und bot ihm ihre heißen Lippen: „Mein Gott, du zürnst mir doch nicht? Ich bin so dumm, mit meinen Nerven!"

Er wehrte sanft den Kuß ab: „Dir zürnen? Weshalb? Was sind das für Kindereien!"

Sie ließ ihn los, dachte einen Augenblick nach und sagte dann: „Hat Marie-Louise heute abend gut gespielt?"

„Bewundernswürdig!" — „Weshalb spielt sie nie bei uns?"

„Auf unserem alten Klimperkasten! Das kann doch nicht dein Ernst sein. Der hat zerrissene Saiten und schaurigklingende Töne."

Da bat sie ihn, nach Paris reisen und einen schönen Flügel kaufen zu dürfen.

„Ich werde mich selbst darum bemühen. Es wird mir ein Vergnügen sein."

Friede kehrte wieder in das Haus ein. Einige Tage später langte ein herrliches Klavier an. Pierre machte sich selbst an die Aufstellung. Er wollte, daß es in seinem Arbeitszimmer, einem hohen, düsteren Raum, in das Kirchenscheiben den Schimmer von Edelsteinen warfen, untergebracht würde. Hier hatte Pierre „Schatten und Schemen", seine Gedichtsammlung geschrieben.

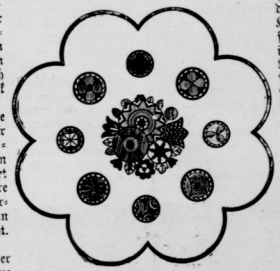
Niemals drang Genoveva in dieses Zimmer, in dem der Ermüdete, unter dem Vorwand zu arbeiten, Zigarretten rauchte und sich endlosen Ruhestunden überließ. Wenn sie an dem Heiligtum vorüberkam, schritt sie auf den Fußspitzen und hielt ihre Röcke fest, um

Bilder aus dem Schwarzwald: „Scheppelhochzeitszug". *Frida Gilisch.*

dürfte, Waschbarkeit also nicht dringend geboten scheint. Auf Seide stickt man in Seide, auf Leinen in Perlgarn, auf Tuch in Perlgarn oder Seide. Recht grelle, feurige Farben in der Art, wie sie auch bei dem zuletzt beschriebenen Gegenstand in Frage kommen, werden auch hier zur Anwendung gelangen. Man füttert die Buchhülle mit einer leichten Seide, auch Satin läßt sich dafür verarbeiten; die Farbe des Futters muß aber einigermaßen mit der des Oberstoffes übereinstimmen, die am besten pfauen- oder türkisblau, pflaumenblau, orange oder zinnobergrün gewählt wird. — Das letzte Modell zeigt einen Entwurf für eine Visitenkartentasche, deren Muster ebenfalls in Flachstich gearbeitet wird, und deren Ausführung mit der der beiden letzten Arbeiten übereinstimmt, sowohl was Grund- als auch Arbeitsmaterial, Farbenwahl und Technik anbelangt.

Wir wollen noch erwähnen, daß sich die beiden letzten Entwürfe ganz vorzüglich für Schreibmappen, Hüllen für Fremdenbücher und ähnliche Arbeiten eignen. In diesem Fall könnten auch andere Techniken angewendet werden, z. B. Malerei und Applikation. Letztere wirkt besonders gut, wenn die Muster stark vergrößert werden, kommt aber eigentlich nur in Frage, wenn der Hintergrund aus Tuch besteht. Man appliziert dann ebenfalls mit Tuch.

Auch der Malerei sind die beiden letzten Muster zugänglich. Auf weißer Seide wirken sie ganz besonders gut, doch kann man auch einen weißen Holzhintergrund verwerten, was wir besonders deshalb erwähnen, weil die beiden letzten Entwürfe für Deckel zu Fremdenbüchern benutzt werden können. Malt man auf Seide, so raten wir zu waschechten Farben; die farbige Arbeit muß in diesem Fall gebeizt werden. Malt man auf Holz, so wird die beendete Arbeit gefirnißt. Hochglanzlacke sehen besser aus als matte Lacke; zwei- bis dreimaliges Firnissen erhöht die günstige Wirkung.



Rundes Deckchen.

Der Junikäfer — ein arger Schädling.

Von Georg Popitz-Bunzelwaldau.

Der Junikäfer, auch Johannes- oder Brachkäfer genannt, ist der überall bekannte kleine Verwandte des Maikäfers, der die Schädlingsarbeit seines großen Bruders getreulich fortsetzt. Und doch habe ich noch nie von einer Aufforderung, den Junikäfer mit allen Mitteln zu bekämpfen, gehört oder gelesen. Dem Maikäfer rückt man, wie er es verdient, zu Leibe; der Landrat verkündet's im Kreisblatt, daß ein Flugjahr zu befürchten ist, „Maikäferferien" gibt es, damit sich die Schuljugend an dem von ihr so beliebten Maikäferfange beteiligen kann — der Junikäfer aber fristet ungestört sein Dasein.

Deckel für Buchhülle.

Woran liegt es, daß man diesem Schädling so wenig nachstellt, ihn meist gar nicht beachtet? Der Hauptgrund ist wohl darin zu suchen, daß er nicht in so aufdringlicher, protzenhafter Weise sich bemerkbar macht wie der Maikäfer, der durch seinen sonoren Baß schon einzeln aus ziemlicher Entfernung sein Nahen verkündet. Der Junikäfer vermeidet es, durch Geräusch die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich zu lenken. Den einzelnen hört man überhaupt nicht, und eine Schar von 1000 bis 2000 Stück verursacht nur ein leises Summen. Im vorigen Sommer hatte ich zum erstenmal Gelegenheit, den mir interessant gewordenen Käfer zu beobachten. Mein Schulgarten hat eine Größe von 3 Ar. Von Anfang Juni an bemerkte ich in der Frühstückspause von 9 bis 9¼ Uhr, die ich regelmäßig der Feststellung des mehr oder minder bedeutenden Fortschritts meiner Gemüseanlagen widme, daß beinahe Punkt 9 Uhr ein unheimliches Leben über den Gemüsebeeten entstand. Es schwirrten unhörbar Tausende von Junikäfern! An schulfreien Tagen beobachtete ich die Sache länger und konnte feststellen, daß die Käfer unheimlich pünktlich sind. 15 bis 10 Minuten vor 9 Uhr war noch kein einziger zu sehen. Dann fing es langsam an lebendig zu werden, und wenn es auf dem nahen Kirchturm 9 Uhr schlug, da kam die ganze Gesellschaft an. Das dauerte etwa eine Stunde, dann war wieder Ruhe. — Wo kamen die Käfer her? Die vielen kleinen Löcher im Gartenboden, die ich jeden Tag nach dem Verschwinden der Käfer bemerkte und die deren Körpergröße entsprachen, überzeugten mich, daß die ganze Schar in der verflossenen Stunde erst ihre unterirdische Behausung, in der sie ihre Entwicklung von der Made bis zum Käfer durchlebte, verlassen hatte. Der Junikäfer wird also im Gegensatz zum Maikäfer, der gegen Abend seinen ersten Flug antritt, am Morgen von Mutter Erde geboren.

Wo waren die Käfer hin? Ich brauchte nicht lange zu suchen. Meine Rosenbäume, Buschobstbäume, Erdbeerpflanzen, Beerensträucher — kurz alles, was frisches Grün bot, war von ihnen besetzt.

Aber der Junikäfer ist vorsichtiger als der Maikäfer. Der Maikäfer, der durch seine Größe ohnehin schon mehr auffällt, sitzt am Rande der Blätter und gibt, behaglich und vernehmlich fressend, dem Blattrande die verschiedensten Muster. Der kleinere Junikäfer dagegen sitzt fast immer an der Unterseite der Blätter. Er zerstört nicht die Blattränder, sondern frißt die Blattfläche zwischen den Rippen heraus. — Ich habe in diesem Jahr vor einem kaum meterhohen Apfelbaum (Buschobst) gestanden und nicht einen Käfer gesehen. Als ich mir die Kehrseite der Blätter betrachtete, fand ich 136 Käfer! Die hätten mir kein Blättchen am Baum gesund gelassen. Aus einer wallnußgroßen Rosenknospe, die mir verdächtig aussah, habe ich 25 Käfer herausgeholt. Denn die Rosenknospen frißt der Käfer erst dann von außen an, wenn zwischen den Rosenblättern alles „besetzt" ist. In diesem Jahr ist alles besetzt.

Meine Beobachtungen über Erscheinen und Verschwinden der Käfer, die ich in diesem Jahr machte, stimmen genau mit den vorjährigen überein.

Nach den Erfahrungen von 1910 hatte ich mir vorgenommen, in diesem Jahr einen Vernichtungskrieg gegen das Gesindel zu führen. Meine Schuljungens waren meine Hilfstruppen. Am 29. Mai früh 9 Uhr begann der Kampf. Das Ergebnis der ersten Frühstückspause waren 1368 Käferleichen. Am 30. und 31. Mai kamen in den beiden Freiviertelstunden 5022 Stück dazu. Ich fing rasch noch 10 Käfer, und wir konnten nun die stattliche Zahl von 6400 gefallenen Feinden in ¾ stündiger Schlacht nachweisen. Eine Verminderung der Käfer war aber nicht zu merken.

Deckel für Visitenkartentasche.

Nach dem Ergebnis der genannten drei Fangtage kann ich annehmen, daß von mir allein täglich mindestens 500 Käfer getötet werden. Meine Frau hilft tüchtig, gelegentlich auch Kinder, so daß ich 1000 Stück für den Tag rechnen kann. Das wären von Anfang bis Mitte Juni 15 000 Junikäfer; dazu 6400 im Mai, das sind in Summa 21 400 Käfer auf drei Ar! Das sind die „Toten"; die „Lebenden" wage ich gar nicht zu schätzen.

Der Schaden, den die Käfer als solche anrichten, ist groß, größer aber der, den sie im Larvenzustande verursachen. Viel Schaden, für den der Engerling verantwortlich gemacht wird, ist auf die Rechnung der Junikäferlarven zu setzen. An den Wurzeln absterbender Krautpflanzen habe ich bei einer Pflanze 18 Stück Maden gezählt.